

Einleitung

Erol Yildiz/Marc Hill

Mobilität in Form von Migration ist weder ein auf den europäischen Kontinent beschränktes Phänomen noch eine Erfindung unserer Zeit. Seit es Menschen gibt, gibt es auch Wanderungen. Ohne sie wäre das heutige Europa kaum denkbar. Gerade im 19. Jahrhundert gab es umfassende Migrationsbewegungen. Im Jahre 1900 hatte etwa die Hälfte der europäischen Gesamtbevölkerung ihren Geburtsort verlassen. Sesshaftigkeit über mehrere Generationen scheint aus dieser Sicht eher die Ausnahme.

Grenzüberschreitende transnationale Migration ist in Europa ein zentrales Phänomen und steht im engen Zusammenhang mit wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen. Dennoch können die Motive der Verlagerung von Lebensmittelpunkten für die betroffenen Menschen sehr unterschiedlich sein – ihre Bandbreite reicht von persönlichen Veränderungen bis zu kriegsbedingter Vertreibung. Es waren aber vor allem ökonomische Beweggründe, die viele Menschen zur Mobilität veranlassten. Andere mussten ihre angestammten Orte aufgrund religiöser und politischer Verfolgung verlassen. Ist die Suche nach menschenwürdigen Existenzbedingungen das gemeinsame Motiv der vielfältigen Migrationsbewegungen, so unterscheiden sie sich doch in ihrer historischen Situation beachtlich.

Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts scheint die Welt geographisch, wirtschaftlich und politisch in Bewegung zu sein, Entfernungen sind relativ geworden. Es sind neue Migrationssysteme und Migrationswege entstanden sowie neue Typen und Muster von Wanderungsbewegungen zu beobachten. Migration ist gleichsam als Voraussetzung und Konsequenz der Globalisierung zu ihrem Symbol geworden.

Aus historischer Sicht stellt die Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg nach Westeuropa nur eine neue Phase dar, die alle westeuropäischen Industriestaaten nachhaltig prägte – auch wenn dieses Faktum im öffentlichen Bewusstsein kaum präsent scheint. Wenn gegenwärtig Migration überhaupt zur Kenntnis genommen wird, dann eher als eine Ausnahmeerscheinung oder als »Sicherheitsproblem«. Der restriktive Umgang mit Arbeitsmigranten

und deren Nachkommen nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland ist ein Paradebeispiel dafür, wie Migrationsphänomene wahrgenommen und wie darauf politisch, wissenschaftlich und pädagogisch reagiert wurde. Die Einwanderungssituation wurde in der Öffentlichkeit bisher tendenziell negativ beurteilt und der Migrationsdiskurs als Fremdenfeindlichkeit geführt. Zunehmend wird die Gefahr beschworen, Verbindungen der Migranten zu ihren Herkunftsgesellschaften würden religiösen Fundamentalismus und Nationalismus fördern und daher desintegrativ und ausgrenzend wirken.

Die aktuellen Debatten sind Belege dafür, dass eine besonders skeptische bis skandalisierende Sichtweise auf Migration wieder im Trend zu liegen scheint. Wenn Einwanderung oder Bilingualität diskutiert wird, wenn es beispielsweise um die schulische Situation der zweiten oder dritten Generation und ihre Mediennutzung geht, ist das Ghetto-Thema nicht weit, ist von Abschottungstendenzen die Rede, wird vor »Parallelgesellschaften« gewarnt und das multikulturelle Zusammenleben für gescheitert erklärt. Migration von vornherein als gesellschaftliches Problem, besonders als Integrationsproblem wahrzunehmen, wirkte sich nachteilig für die betroffenen Bevölkerungsgruppen aus. Die gesellschaftlichen Institutionen reagierten entsprechend: Es entstand eine Art Integrationsindustrie, die ihre eigene gesellschaftliche Normalität produzierte. Perspektiven und Erfahrungen von Migrantinnen und Migranten spielten dabei kaum eine Rolle. Wie Bukow und Heimerl (2003: 19) zu Recht hervorgehoben haben, aktivierte diese Betrachtungsweise auch die entsprechenden Forschungstraditionen, die bis heute praktiziert werden. Die anfängliche Gastarbeiterforschung, später die Ausländerforschung und die daran orientierte und bis in die Gegenwart hineinreichende Integrationsforschung zeigen die Beharrlichkeit dieser Forschungstradition.

Diese Umgangsweise ist nicht nur politisch fatal. Sie versperrt den Blick auf eine Vielzahl von Alltagsstrategien und auf die gesellschaftsverändernde und gesellschaftsbildende Kraft von Migrationsbewegungen. Menschen, die migrieren, schaffen (kulturelle) Räume, die sich sowohl von denen unterscheiden, die verlassen, als auch von denen, die neu bezogen wurden.

Ungeachtet dieses Problemdiskurses und der ethnisierenden Zuschreibungen sind die Migranten und deren Nachkommen auf ihre eigene Art und Weise angekommen, haben unter restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen (transnationale) Lebensstrategien entwickelt und die Beziehungen zu ihren Herkunftsländern nicht aufgegeben. Die neuen Mobilitäts- und Kommunikationsmöglichkeiten haben die Aufrechterhaltung, Forcierung und Veralltäglichung der Beziehungen zu den Herkunftskontexten erleichtert. Gegenwärtig spricht man von transnationaler Migration und meint damit, dass für viele Migranten und deren Nachkommen, die unterschiedliche Orte in ihrem Alltag miteinander verbinden, Mobilität einen Lebensentwurf darstellt. Auch wenn diese Sichtweise noch marginal ist, belegen Studien jedoch,

dass migrationsbedingte transnationale Netzwerke für die Betroffenen eine signifikante Rolle spielen. In diesem Sinne stellen Flexibilität und grenzüberschreitende Verbindungen wesentliche Ressourcen dar, mit denen Migranten restriktive Migrationspolitik kreativ umgehen und Grenzkontrollen unterlaufen können. Allerdings sind Mobilisierung und Transnationalisierung der Lebensentwürfe nicht nur als ein kreativer Akt anzusehen, sondern auch als Folge verschärfter Migrationspolitik, die eine weitgehende Temporalisierung, Illegalisierung und Entrechtung der neuen Migrationsbewegungen erzeugt. Wo es kaum Möglichkeiten zu regulärer Einwanderung gibt, werden neue Wege und Strategien erfunden. Der Zugang zur weltweiten Mobilität ist zu einem der wichtigsten, stratifizierenden Faktoren der gegenwärtigen Weltgesellschaft geworden, eine Art globaler Hierarchie der Mobilität (vgl. Bauman 1998: 88). Während also Migration eine gesellschaftliche Normalität ist, mangelt es bisher an einem angemessenen und fairen Umgang.

In dem vorliegenden Buch nehmen wir in der oben beschriebenen Weise eine Blickverschiebung vor und verfolgen das Ziel, neuere Perspektiven auf Migration aufzuzeigen, die jenseits der hegemonialen Wirklichkeit anzusiedeln sind – eine Wirklichkeit, die als Ergebnis der etablierten ›Integrationsindustrie‹ zu betrachten ist. Dazu haben wir Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Bereichen eingeladen, die ihre Sichtweisen und Erkenntnisse hier darlegen.

Der Titel des Sammelbandes »Nach der Migration« soll zum Ausdruck bringen, dass Migration in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich seit Generationen ein gesellschaftliches Faktum ist, das zunächst anerkannt werden muss. Unter restriktiven Bedingungen haben Migranten und deren Nachkommen ihre eigenen Lebensweisen und Verortungsstrategien entwickelt und wesentlich zur Definition gesellschaftlicher Wirklichkeit beigetragen. Nach der Migration bzw. »Postmigration« bedeutet in dieser Hinsicht auch, die Geschichte der Migration neu zu erzählen und das gesamte Feld radikal neu zu denken und zwar jenseits des hegemonialen Diskurses. Aus dieser Sicht können die so genannten Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, die von Beginn an als Problemfälle betrachtet wurden, eigentlich als Pioniere der Globalisierung gelten. Sie waren gezwungen, sich in den Ankunftsgesellschaften neu zu orientieren, ihr Leben umzuorganisieren. Auf diese Weise akkumulierten sie ein Mobilitätswissen, das für transnationale Lebensentwürfe bis heute von Bedeutung ist.

Der Untertitel »postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft« bringt zum Ausdruck, dass in diesem Sammelband unterschiedliche Sichtweisen, Ideen und Aspekte diskutiert werden, die sich von dem hegemonialen Diskurs über »Parallelgesellschaften« endgültig verabschieden und die Perspektiven und Erfahrungen von Migration in den Blick nehmen. Die gesellschaftsverändernden Impulse durch Migration stehen im Mittelpunkt der Bei-

träge. Das Motto »Migration bewegt und bildet die Gesellschaft« bringt diese Sichtweise zum Ausdruck.

ZUM INHALT

Die Beiträge werden in drei Kapiteln zusammengefasst, die unterschiedliche Aspekte und Schwerpunkte behandeln. Das erste Kapitel »Migration bewegt die Forschung« besteht aus fünf Beiträgen, die als Impulse für die Forschungslandschaft interpretiert werden können. Ohne (kritische) wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Migration wären solche Perspektiven kaum denkbar. Migrationsbewegungen üben in dieser Hinsicht auch eine demokratisierende Funktion innerhalb der Forschungslandschaft aus.

Ausgehend davon, dass Zuwanderung für den gesellschaftlichen Wandel konstitutiv ist, plädiert *Erol Yildiz* in seinem Beitrag dafür, die konventionelle Migrationsforschung von ihrer Sonderrolle zu befreien und sie als Gesellschaftsforschung zu etablieren. Der Begriff »postmigrantisch« beinhaltet eine dekonstruktive Sicht auf polarisierende Deutungen von Einheimischen und Migranten. Es ist eine Perspektive, die sich in geistiger Nähe zur Foucaultschen Genealogie oder zu ideologiekritischen Ansätzen der postkolonialen Theorien bewegt. Der Fokus liegt dabei auf Verschränkungen, Überschneidungen und Übergängen, wodurch – im Gegensatz zu einer herkömmlichen isolierenden Sicht – lebensnahe Zugänge zur Wirklichkeit eröffnet werden.

Auch *Regina Römhild* nimmt einen Kurswechsel vor und plädiert dafür, die Migrationsforschung von ihrer Sonderrolle zu befreien. Migration sei keine gesellschaftliche Ausnahmerecheinung, sondern gehöre zum Kernbereich der Gesellschaft, müsse also zum Ausgangspunkt und nicht (nur) zum Gegenstand der Forschung erhoben werden. In diesem Kontext spricht sie von einer postmigrantischen Gesellschaft, »die überall und dauerhaft von den Erfahrungen und Wirkungen des Kommens, Gehens und Bleibens geprägt ist«.

Auch für *Sabine Hess* steht die Perspektive der Migration im Mittelpunkt. Am Beispiel der Stadt München wird demonstriert, dass das Migrationsphänomen in der offiziellen Stadtgeschichtsschreibung kaum eine Rolle gespielt hat. Migration sei vielmehr als Problem konzipiert und vor dem theoretischen Hintergrund eines methodologischen Nationalismus überwiegend unter ethnischen Vorzeichen diskutiert worden. Ausgehend von »Autonomie der Migration« fordert sie eine kritische Forschungsprogrammatik, eine Forschungshaltung, die die gesellschaftsverändernde Kraft von Migrationsbewegungen in den Mittelpunkt rückt.

Elka Tschernokoshewa rückt in ihrem Beitrag den Umgang mit (nationalen) Minderheiten in den Mittelpunkt, der viele Ähnlichkeiten mit der Migrationsthematik aufweist. In ihren Analysen bezieht sie sich auf langjährige

Forschungen im Umfeld der sorbischen Minderheit in Deutschland und auf eigene Migrationserfahrungen. Sie diskutiert das Thema aus der Sicht von Hybridität und plädiert für eine ›hybridologische‹ Forschungs- und Handlungsperspektive, die Ressourcen von Minderheiten/Migranten wie Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität zum Ausgangspunkt macht. Es handelt sich um eine Forschungsperspektive, die das Doppelbödige, die mehrfachen Kodierungen, das komplexe Beziehungsgeflecht gezielt aufgreift und analysiert.

Mark Terkessidis zeigt in seinem programmatischen Beitrag, wie der ›Kulturbetrieb‹, der traditionell am Bürgertum orientiert ist, auf die ›Vielheit der Gesellschaft‹ reagieren sollte und schlägt vor, hier eine Art ›Betriebsprüfung Kultur‹ vorzunehmen. Das Gemeinwesen ließe sich auch nicht länger von der Sesshaftigkeit der Bewohner her denken. Die Stadt sei ein flüchtiges Gebilde, eine ›Parapolis‹ geworden. Die Gestaltung der Gesellschaft müsse hier ansetzen. Dazu brauche es eine klare programmatische Ausrichtung von Institutionen und Strategien auf ›Interkultur‹, ein Programm, das alle gesellschaftlichen Institutionen einbeziehen sollte.

Unter dem Titel »Migration bewegt die Stadt« geht es im zweiten Teil spezifisch um den Zusammenhang zwischen Migration und Stadt. Es wird der Frage nachgegangen, welchen Beitrag Migrationsbewegungen zur Stadtentwicklung und Urbanität leisten. »Stadt ist Migration« (vgl. Yildiz 2013) ist eine Grundhaltung, die in allen Beiträgen sichtbar wird.

Der Ausgangspunkt in *Wolf-Dietrich Bukows* Beitrag ist, dass Mobilität und Diversität Antriebspotentiale für Stadtgesellschaften darstellen, die erst dann als Problem wahrgenommen werden, »wenn sich Nutznießer des Status quo durch diese Dynamik gefährdet sehen«. Davon ausgehend, dass Mobilität und Diversität für die Stadtgesellschaft substantiell sind, dass sie zugleich immanenter Bestandteil unserer Wirklichkeitskonstruktionen sind, werden in diesem Beitrag Wege gesucht, die bisherigen Inklusionsmodi der Stadtgesellschaft nachhaltig zu demokratisieren. »Heute, wo die Wirklichkeit der ›Vielen als Viele‹ und das Recht auf ›Doing Difference‹ nicht mehr zu übersehen sind, erinnern sich die Städte zunehmend an ihre eigenen Kompetenzen«, so Bukow.

Elke Krasny befasst sich mit der Ottakringer Straße in Wien – im Volksmund auch Balkanmeile genannt. Wie diese Benennung verrät, handelt es sich um eine Straße, in der sich viele Migranten und deren Nachkommen aus Ex-Jugoslawien niedergelassen haben, eine Straße, die in Wien einen schlechten Ruf hat. Wie in dem Beitrag gezeigt wird, haben die ökonomischen Aktivitäten der Zugewanderten allerdings wesentlich zur Wiederbelebung der Straße beigetragen, eine Art ›selbstorganisierter Stadtentwicklung‹. Schon der Beiname ›Balkanmeile‹ habe einen hybriden Bezug, denn der Begriff des Balkans selbst sei eine »hybride Konstruktion zwischen Geographie und Imagination«.

Amila Širbegović lässt sich in ihrem Beitrag von der Grundthese leiten, dass Migrantinnen und Migranten durch ihre transnationalen Orientierungen die Stadtteile verändern und ohne offizielle Stadtplanung wesentlich zur Stadtentwicklung und Urbanität beitragen. Wie sich das migrationsbedingte Wohnen auf den Wandel der Städte auswirkt und welche Unterschiede sichtbar werden, wird anhand von Stadtteilen in drei Städten – Wien, Sarajevo und St. Louis – analysiert. In ihrer qualitativen Studie arbeitet sie mit der Methode der »migrierenden Interviews«. Der Stadtpaziergang diene dabei sowohl als Forschungsinstrument als auch als Vermittler von Wissen und Inhalten.

Angela Pilch Ortega fokussiert in ihrem Beitrag auf die »lernende Aneignung von (urbaner) Diversität«, die sie am Beispiel des Stadtteils Lend in Graz demonstriert. Für urbane Diversifizierungsprozesse spielt das Phänomen der Migration als eine spezifische Form von Mobilität eine wesentliche Rolle. Dabei rückt sie die biographisch relevanten Differenzenerfahrungen im urbanen Kontext als informelle Bildungsprozesse in den Mittelpunkt. In diesem Zusammenhang wird »interkulturelle Kompetenz« als die Fähigkeit verstanden, sich in verschiedenen Lebenskontexten zu bewegen, sich individuell zu orientieren und daraus Biographien zu entwerfen. In ihrer qualitativ ausgerichteten Studie macht sie aus der Binnenperspektive Lern- und Bildungsprozesse im Umgang mit Diversität sichtbar und interpretiert die Aneignung von Diversität als eine von den Menschen erbrachte »Syntheseleistung«.

Marc Hill richtet den Fokus auf die Alltagspraxen von Migrantenjugendlichen, die er unter dem Vorzeichen des »Postmigrantischen« diskutiert. Es handelt sich um eine qualitative Studie in einem Klagenfurter Stadtteil, ein historisch gewachsenes Bahnhofsviertel, in dem mehrheitlich Migranten und deren Nachkommen leben, und das einen negativen Ruf hat. Hill geht der Frage nach, wie migrantische Jugendliche sich in diesem Stadtteil verorten und welche Strategien dabei sichtbar werden. Ihm geht es einerseits um die Sichtbarmachung der »inneren Logik« des Stadtviertels und andererseits darum, den individuellen Umgang der Jugendlichen mit der Marginalisierung ihres Wohnumfeldes herauszuarbeiten.

Im Unterschied dazu geht es bei *Miriam Yildiz* um eine Hochhaussiedlung in Köln, einer Großstadt, die stark durch Migration geprägt ist. Jenseits eines öffentlichen Diskurses, in dem Jugendliche aus Migrationsfamilien automatisch Abweichung und Defizite unterstellt werden, versucht sie in ihrer qualitativ ausgerichteten Studie, die Perspektiven der Jugendlichen in den Mittelpunkt zu rücken und ihre Lebensstrategien unter marginalisierenden Bedingungen zu rekonstruieren. Dabei zeigt sie exemplarisch, wie es drei jungen Frauen über Umwege gelingt, ihre gewünschten Bildungsabschlüsse zu erreichen und ihren Zukunftsvisionen ein Stück näher zu kommen.

Im letzten Kapitel mit dem Titel »Migration bewegt den Kulturbetrieb« werden Impulse für den Kulturbereich diskutiert. Im Mittelpunkt stehen die Reaktionen von Kultureinrichtungen auf migrationsbedingte Veränderungen sowie Repräsentationspraxen und eine kritische Auseinandersetzung damit.

So verweist *Natalie Bayer* in ihrem Beitrag auf die Ambivalenz des Repräsentierens im musealen Kontext und setzt sich mit der hegemonialen Wissensproduktion, in der ›Andere‹ als ›Fremde‹ inszeniert werden, auseinander. Obwohl transnationale Praktiken und Lebensentwürfe zur Normalität der postmigrantischen Gesellschaften gehören, werden sie durch die museale Materialisierung auf ein »Set von statischen, unterscheidbaren kulturellen Werten und Verhaltensweisen« reduziert. Zum Schluss zeigt sie Gegenperspektiven auf, die sich an den Erkenntnissen der neueren kritischen Migrationsforschung orientieren und von der »Autonomie der Migration« ausgehen.

Brigitte Hipfl analysiert in ihrem Beitrag den Film »Import Export« (2007) des österreichischen Regisseurs Ulrich Seidl, in dem zwei unterschiedliche Lebensgeschichten vorgestellt werden: zum einem die Geschichte einer jungen ukrainischen Krankenschwester, die ihr Glück in Österreich versucht, zum anderen die Geschichte eines jungen arbeitslosen Wieners, der sich ein besseres Leben im Osten erhofft. An den beiden Lebensgeschichten wird demonstriert, wie sich Prekarität auf unterschiedliche Menschen unterschiedlich stark auswirken kann. Die Einzelnen werden nicht als Opfer ihrer schwierigen Bedingungen betrachtet, sondern als Akteure und Experten ihrer eigenen Lebenspraxis. »Insgesamt illustriert »Import Export«, dass Bewegung und migratorische Kultur generell von Momenten der Kontingenz gekennzeichnet ist«, so Brigitte Hipfl.

Viktorija Ratković geht der Frage nach, ob bzw. inwiefern sich in den von Migrantinnen und Migranten produzierten Medien eine spezifische »migrantische Kultur« formiert hat. Dies wird am Beispiel einer Ausgabe des Wiener Jugendmagazins »biber« demonstriert. In den einzelnen Beiträgen dieser Ausgabe finden sich vielfältige und zumeist positiv konnotierte Artikulationen, die Mehrperspektivität und Vielfalt von Erfahrungen in den Mittelpunkt stellen.

Rosa Reitsamer und Rainer Prokop zeigen am Beispiel der postmigrantischen HipHop-Kultur in Österreich, wie unterschiedliche globalisierte Kulturelemente von Rappern vor Ort aufgenommen und kombiniert werden, wie sich die HipHop-Kultur auf diese Weise zu einem hybriden Phänomen entwickelt hat, eine Art transkultureller Praxis, die nationale und ethnische Grenzen überschreitet. Die von den interviewten Rappern in Wien entwickelte lokale Variante der HipHop-Linguistics verstehen sie als eine »widerständige Alltagssprache«. So wird die globalisierte HipHop-Kultur von den Rappern in Wien in die lokale Alltagspraxis übersetzt und damit ein »dritter Raum« produziert, der den jugendlichen Migranten ermöglicht, dominante Bilder über ihre angeblich »zerrissene Generation« in Frage zu stellen.

Die Autorinnen *Katrin Ackerl Konstantin und Rosalia Kopeinig* schildern das interdisziplinäre Performanceformat *schau.Räume*, welches das gesellschaftliche Tabu von Deportation aufzeigt und dieses in leer stehenden Objekten verortet. Im Jahre 2012 wurde es anlässlich der 70jährigen Wiederkehr der ›Aussiedelung‹ der Kärntner Slowenen und heutiger Abschiebungen von Migrantinnen und Migranten durchgeführt. Theatrale Zugänge werden kritisch hinterfragt, dabei geht es auch darum, wie die Zuschauerinnen und Zuschauer ihre eigene ›Übersetzung‹ und Interpretation ausarbeiten. Danach erfolgt eine Auseinandersetzung mit den historischen Ereignissen.

Insgesamt wird in allen hier vorgestellten Beiträgen der Versuch unternommen, gängige Klassifizierungen und binäre Kategorien zu suspendieren, dafür hybride, mehrdeutige und ›mehrheimische‹ Perspektiven ins Blickfeld zu rücken. Dies ermöglicht, gesellschaftliche Verhältnisse neu zu denken und fördert Aspekte und Geschichten zutage, die in nationalen Erzählungen bisher marginalisiert, ignoriert oder verdrängt wurden. Jacques Le Goff (1992) formulierte in einem ähnlichen Zusammenhang: »Es gilt, ein Inventar der Archive des Schweigens zu erstellen.« Lenkt man die Aufmerksamkeit auf die Inhalte solcher ›Archive‹, werden andere Lebensentwürfe, Geschichten und neue Genealogien der Gegenwart sichtbar, jenseits nationaler Narrative und Polarisierungen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen dann mehrdeutige, transkulturelle und translokale Verschränkungen, ohne jedoch Dominanzverhältnisse und strukturelle Barrieren zu übersehen.

LITERATUR

- Bauman, Zygmunt (1998): *Globalization. The Human Consequences*. New York.
- Bukow, Wolf-Dietrich/Heimel, Isabel (2003): *Der Weg zur qualitativen Migrationsforschung*. In: Badawia, Tarek/Hamburger, Franz/Hummrich, Merle (Hg.): *Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung*. Frankfurt a.M./London, S. 13-40.
- Le Goff, Jacques (1992): *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt a.M.
- Yildiz, Erol (2013): *Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht*. Bielefeld.